

Die Neue Welt



Nr. 41

Illustrirte Unterhaltungsbeilage.

1899

Gelestyne.

Novelle von Jan Ner. Autorisirte Uebersetzung aus dem Böhmischen von Franta Hajek.

(Fortsetzung.)

„Könnte ich annehmen, daß Sie irgend welche geheime Absichten verfolgen, müßte ich Sie für den geriebensten, schlauesten Intriguanen halten,“ begann Herr Chladel, der am Samstag wieder zu der Auszahlung gekommen war, zu plaudern. „Sie haben mir mit Ihrem Album das ganze Haus auf den Kopf gestellt. Wo haben Sie nur um Himmelswillen die vielen Photographien hergenommen? . . . Doch von denen will ich garnicht reden. Aber diese Arbeit mit den Beschreibungen, die Sie sich da gemacht haben! Bei jedem Bilde ein Blatt, auf dem mit der zierlichsten Schrift Alles haarklein beschrieben, was in alten Zeiten, was jetzt und was in der Zukunft auf diesen alten Burgen Interessantes zu sehen ist. Was ist Ihnen denn in den Kopf gestiegen, Mensch? Ich würde solche Schreiberereien nicht um die ganze Welt vornehmen. Nur nichts Ueberflüssiges schreiben! Und das hat mein Professor auf dem Gewissen. So oft er mich strafen wollte, ließ er mich irgend eine Ballade abschreiben. Eine solche hieß: Zbislav . . . Zbislav . . . weiter kann ich es nicht mehr, aber sehen Sie, so oft ich einmal etwas abschreiben soll, rutscht mir gleich der Zbislav aus der Feder, und schon habe ich den schönsten Krampf in den Fingern!“

„Das glaube ich Ihnen gern,“ erwiderte der Ingenieur, welcher sich inzwischen vor Ungeduld verzehrte. „Sie wollten mir aber sagen, was mein Album verschuldet hat.“

„Ja so, richtig! . . . Nun, meine Frau hatte sich die Bilder mit Wohlgefallen angeschaut und legte sie dann beiseite. Die Erzieherin betrachtete das Album und las alle Beschreibungen. Irene, die zeigte schon Lust, sich die Originale all' der Bilder anzusehen, und mein Jüngstes, mein Nesthäkchen, die Sophie, kam mir auf den Hals: Papa, Papa, ich muß die Burg Lesteni sehen, wo der Burggraf Nestislav die schöne Frau des Fürsten Bratislaw umgebracht hat! Und ich kam dem Kinde nichts abschlagen. Kurz und gut, das Ende vom Liede können Sie morgen mitsingen, wenn wir Alle wieder herkommen zur Landpartie . . . Apropos! Wie weit haben wir von Stalitz nach diesem Lesteni . . . ich habe im ganzen Leben von diesem Dorfe nichts gehört.“

„Eine Abzweigung unserer Bahn, welche westlich der Szava entlang führt, mündet bei Jawornik unterhalb von Picheln in die Franz Josephsbahn. Dort, etwa ein Kilometer südlich von Jawornik, liegt Lesteni.“

„Na, ich danke! Eine nette Bescheerung das. . . Wissen Sie was? Was Sie sich eingebrockt haben, können Sie auch auslöffeln. Klettern Sie mit meiner Familie auf den Bergen selbst herum, so viel Sie

wollen. Ich mache inzwischen auf der Pfarre eine Tarokpartie, bin ohnehin dem Pfarrer schon längst einen Besuch schuldig.“

„Wie Sie wünschen,“ erwiderte der Ingenieur, welcher seine freudige Erregung kaum zu verbergen vermochte. „Die Sache läßt sich folgendermaßen arrangiren: Sie fahren bis Mníchowitz, wo Sie der Benzler mit dem Wagen erwarten und nach Stalitz bringen kann. Die geehrte Familie fährt weiter bis Cercan, wo ich sie am Bahnhof in Empfang nehme. Von Cercan begleite ich die gnädige Frau und die Kinder durch das Szava-Thal bis hierher. So gewinnen wir für die Landpartie selbst genügend Zeit.“

„Gutverstanden! . . .“

Am festgesetzten Sonntage, eine volle Stunde vor der Ankunft des Zuges, standen bereits zwei Fuhrwerke, welche der Ingenieur bestellt hatte, zu der Fahrt nach Jawornik bereit. Er hatte auch seinen Stalitzer Rechnungsführer mitgebracht, einen stets geschneigelten Jüngling, dem er mit weiser Vorsicht eine besondere Mission zugebacht hatte. Derselbe stand schon längere Jahre in Diensten des Unternehmers und erfreute sich der besonderen Gunst der Frau Chladel. Der Ingenieur rechnete mit aller Bestimmtheit darauf, daß die Dame den für sie bereit gestellten Jüngling sofort für sich in Anspruch nähme.

Der Zug sauste in die Station. Mit Wohlgefallen ruhten die Blicke der Frau Chladel auf der tadellosen Frisur des Rechnungsführers. Mit dem Hute in der Hand stand er bereits am Coupé und half der Dame, sie ehrerbietigst begrüßend, mit vielen Komplimenten heraus.

„Reichen Sie mir Ihren Arm, Herr Buchhalter,“ sprach die Dame freundlichst, „und führen Sie mich zu dem Wagen.“

Der Ingenieur wäre vor Freude beinahe hochgesprungen. Seine Berechnung stimmte, das Spielzeug that unbewußt seine Schuldigkeit.

Hinter der Mama sprang Emil heraus. Dann wurden allerlei Schachteln und Pläts auf den Perron geworfen. All' dem folgte behende die kleine Sophie, und schließlich auch Irene. Nun trat der Ingenieur an die offene Thür und streckte Gelestyne seine Hand entgegen.

Mit einem leisen Anflug von Stannen und einem lieblichen Lächeln um den Mund schaute sie ihn an. Einen Augenblick schien sie zu zögern. Ihr Blick überflog die veränderte Erscheinung des jungen Mannes, der ein aufsteigendes Geröthen nicht zu unterdrücken vermochte, dann reichte sie ihm die Hand. Er fühlte durch den Handschuh ihre leise Berührung, und bot ihr den Arm, welchen sie annahm. Er frug nach ihrem Befinden, und erfuhr, daß sie nicht zu klagen

hätte. Er erkundigte sich nach ihrer Fahrt und sie sagte, daß sie gut gewesen. Sie sagte dies Alles, wie man bei einem gelegentlichen Spaziergange dem nächstbesten Begleiter antwortet, dessen Aufmerksamkeit man ertragen muß.

„Bleiben wir schon so beisammen, wie uns der Zufall zusammengeführt,“ rieth Frau Chladel, nachdem sie bei den Wagen angelangt waren. „Ich fahre mit Sophie und dem Herrn Buchhalter in einem Wagen, Herr Ingenieur mit Emil, Irene und dem Fräulein in dem anderen.“

Gelestyne saß schweigend neben ihrem Begleiter. Seine Fragen beantwortete sie kurz mit konventioneller Freundlichkeit und erschöpfte mit ihren Antworten stets völlig den angeregten Gegenstand. Der Ingenieur war genöthigt, stets nach neuem Unterhaltungsstoff zu suchen, und immer von Neuem anzufangen.

Ihr Blick streifte frei über die Gegend und berührte nur flüchtig, offenbar ohne jedes Interesse, den Begleiter. Sie war nicht gerade ernst, aber auch nicht so von Herzen froh, nur verschlossener und in sich gefehrter schien sie zu sein, als wäre sie in ihrem innersten Wesen durch etwas beunruhigt oder belästigt, was sie nicht von sich abzuschütteln vermochte.

Die Entschlossenheit, sowie der feste Wille, mit dem sich der Ingenieur für sein unternehmendes Beginnen gewappnet hatte, verfehlten gegenüber Gelestynens fast unzugänglicher Ruhe völlig ihre Wirkung. Es schien ihm fast, als wäre er es selbst, dessen Gegenwart sie bedrückte. Er mochte sich vielleicht schon auf der Station durch sein selbstbewusstes Auftreten verrathen haben, indem er ihr freundliches Lächeln zu seinen Gunsten gedreht. Nun glaubte er in den Augen der Erzieherin zu lesen, daß sie ihn durchschaut hatte.

„Die erste Sehenswürdigkeit, mein Fräulein,“ sagte er, nachdem sie etwa eine Viertelstunde gefahren, „das einstige Städtchen und der Sitz der Gauherrschaft Lestno, jetzt nur noch ein Dorf Lesteni mit den Ueberresten der einstigen Burg. . .“

„Ach ja. Sie haben es uns beschrieben. Und so weiß ich auch, daß wir an Stelle der ehemaligen Burg nur ein verbautes, romantisches Kirchlein vorfinden werden.“

Sie betraten die das Dorf beherrschende Anhöhe. Die kleine Sophie schlug ihre Händchen über dem Kopfe zusammen, als sie nach vergeblichem Suchen sich überzeugte, daß auch nicht eine Spur von dem einstigen Burgverließ mehr vorhanden war, in das Spitzhew's Basall Mitisch die junge Gemahlin des Fürsten Bratislaus eingekerkert hatte. Nur mit Mühe konnte man sie darüber beruhigen.

Ueber Sturkoly und Jawornik erreichte die Gesellschaft wieder die Bahnhofsstraße, auf der sie dann auf festlich geschmückten Wagen weiter fuhren.

Unter der malerischen Ruine der Feste Glaszk ließ der Ingenieur Paul halten und führte seine Gesellschaft hoch über dem Flußabhänge auf den noch vorhandenen Wall. Von dieser steilen Höhe bewunderten sie die Schönheiten der Gegend und die tühne Konstruktion des hier übersehbaren Bahnviadukts.

Auf einem geräumigen Bahn fuhren sie dann auf das jenseitige Ufer hinüber, nach Zlemiz. Hier war es der Forscher und zukünftige Rechtsbesessene Emil, der eine bittere Enttäuschung erlebte, als er sah, wie der Sitz des einst berühmten böhmischen Edlen und Staatsmannes Andreas von Duba zu einem unansehnlichen Meierhof herabgesunken war. Die wenig stolzen Ueberbleibsel der einstigen Burg nahmen sich freilich recht sonderbar aus, wenn man sich die vollwichtigen Namen Derer vergegenwärtigte, die als Nachfolger von Andreas hier einst gehaust hatten.

Nach einer kurzen Rast, nachdem die Gesellschaft das andere Ufer wieder gewonnen, rasselten die kleinen Wagen auf der noch unfertigen Bahn durch das stille, anmuthige Szavathal lustig vorwärts, die Vögel, das Wild und die Menschen auffschauend.

Man läutete bereits zu Mittag, als die Gesellschaft in Podduba anlangte. Hier, in einer wildromantischen Schlucht, macht das Flüsschen eine scharfe Biegung, beherrscht von einem mächtigen Felsen, auf dessen steiler Klappe die eingestürzten Mauern der Feste Alt-Duba trotzig emporragten.

„Ich würde mir den Vorschlag zu einer längeren Rast da oben erlauben,“ wendete sich der Ingenieur an Frau Chladel. „Die Kinder verlangen bereits laut nach einem Gabelstreich, und es wird auch für uns an der Zeit sein, an eine Stärkung zu denken.“

„Falls Sie bereits entsprechende Vorbereitungen getroffen, bin ich mit Ihrem Vorschlag einverstanden,“ erwiderte die Dame.

„Christof! Schaffen Sie sämtliche vorhandene Vorräthe auf das bereits wartende Schiffchen und tragen Sie auf dem anderen Ufer Alles hinauf,“ befahl der Ingenieur. Dann führte er Celestine mit fester Hand einem schwankenden Fahrzeuge zu. Auf der anderen Seite angelangt, reichte er ihr den Arm, welchen sie, des steilen Weges ungewohnt, nicht abweisen konnte.

Vor ihnen sprangen und halgten sich, die Burg stürmend, die Kinder, unter steten Mahnungen der Frau Chladel, welche, an den Arm des Rechnungsführers ängstlich angeklammert, denselben vorwärts schleifte und von ihm im täppischen Eifer wieder geschleift wurde. Statt einander vorwärts zu helfen, wurde Einer dem Anderen zum Hinderniß.

Nicht so war es hinter ihnen. Der Ingenieur, an das Steigen in bergigen Gegenden gewöhnt, trat sicher und ohne Schwanken auf, mit festem Arme die Erzieherin emporführend. Bei jedem Schritte faßte er eine heiße Bitte zu den Göttern, um eine Gelegenheit, das geliebte Mädchen in seine Arme schließen zu können.

Aber die Götter schienen ihn necken zu wollen, — oder waren sie mehr dem Mädchen geneigt? — die heiß ersehnte Gelegenheit fand sich nicht, und sein Sehnen blieb unerfüllt.

Heimlich schob er die Schuld an seinem Mißerfolge der Erzieherin zu, die mit einem schelmischen Lächeln alle seine Rathschläge entgegen nahm, dann aber, auf die Elastizität der eigenen jungen Glieder vertrauend, wie ein Zirkel den Berg hinauf sprang.

Die Gefahr hatte sie angeregt und ließ sie aus der anscheinend absichtlichen Reserve heraustreten. Die Burg betrat sie, aus voller Brust athmend, mit rosigem Wangen und blühenden Augen.

„Einen guten Geschmack kann man den mittelalterlichen Dynastien nicht abstreiten,“ bemerkte der Ingenieur, von der Höhe die Umgebung musternd.

„Ich bezweifle es, daß die Herrschaften sich von dem Geschmack leiten ließen, welcher Ihnen das Bewohnen der „Schlucht“ so begehrenswerth macht. Meines Wissens suchte sich kein Ritter ein lauschiges

Plätzchen im Schatten der Bäume, an den Ufern eines rauschenden Bächleins, um dort seine Zelte aufzuschlagen. Einem Leben von ihnen geteilt am besten ein steiler, unzugänglicher Felsen, dessen Höhe das Stöhnen des bedrückten Volkes nicht erreichte, und von welchem alles Recht und alle Menschlichkeit bezuhen mit der Faust niedergeschlagen werden konnte. Demselben Geschmaack dürften auch die Herren von Duba mit dem Wappen der Dvornichs gehuldigt haben. Wenn ich nicht irre, heißen sie so?“

„Ich bin hocherfreut über die Aufmerksamkeit, mit welcher Sie meine Beschreibungen gelesen haben, und bewundere dieselbe,“ verneigte sich dankend der Ingenieur gegen Celestine. „Erlaube mir jedoch zu widersprechen, wenigstens soweit es die Eiden von Duba betrifft. In ihrem Geschlechte gab es keine berückichtigte Gewaltmenschen, ihr Stammstiz blieb unbesiegt und ehrenvoll war auch der Fall der Burg. Wie Sie gelesen haben und wissen, fiel die Burg Alt-Duba in dem Kriege, welchen der Widersacher des Königs Georg von Podiebrad, Zdenek Sternberg, mit dem Eiden Kojka von Kojubiz führte. Die Burg stürzte mit noch anderen umliegenden Burgen in Trümmer als ein treuer Hort für König und Gesetz. Das heißt doch ehrenvoll fallen?“

„Wunderbar, daß gerade die schönsten Gebirgsgegenden im Mittelalter auch die traurigsten gewesen sind. Die Feudalen wühlten sich da ein, wie die Maulwürfe, und versperrten mit ihren Schlumpfwinkeln die Thäler.“

„Nein Wunder! Waren es doch von jeher die Berge, die jeder Freiheit als der sicherste Zufluchtsort gebietet, sei es für den Einzelnen oder ganze Nationen. . . .“

„Ah — jetzt geben Sie es also selbst zu, daß die Herren nur der Trieb des Raubthieres hierher geführt, der sie nöthigte, gegen andere Raubthiere stets auf der Hut zu sein?“

„Gewiß, mein Fräulein, derselbe Trieb, der heutzutage die Besitzer von Baluten nöthigt, Burgen in der Form von eisernen Klaffschranken zu bauen, nur daß dieser Trieb im Mittelalter unter ganz anderen sozialen und rechtlichen Verhältnissen auch ganz andere Formen hatte. . . . Doch ich sehe, unser Tafeldeckel ist mit seinem Werke fertig. Ich werde mich glücklich schätzen, wenn Sie mir gestatten, daß ich Sie zu Tische geleite.“

„Ihre Sophistik reizt zum Widerspruch,“ sagte Celestine, dem Ingenieur die Hand reichend, „lassen wir deshalb den ersten Gegenstand nicht außer Acht. In dieser Gegend, in einem kleinen Theile des Szava-Thales, auf einer kurzen Strecke des Landes. . . .“

„Von fünf und einem Viertel Kilometer Länge,“ ergänzte der Ingenieur. „Doch ich bitte Sie, etwas näher in unserem Kreise Platz zu nehmen, denn auf der Stelle, welche Sie gewählt, wird in einem Augenblick die Sonne brennen.“

Im Schutze einer unverdächtigen Burgmauer, im Schatten der Bäume, hatte Christof einige weiße Tischtücher ausgebreitet und stellte in deren Mitte die Körbe mit Schwaaren und die Flaschen mit Wein und Bier. Um diese improvisirte Tafel herum gruppirte sich nun die Gesellschaft, ein Bild, als hätte ein Schwarm buntgefiederter Vögel auf der weißen Schneedecke sich niedergelassen.

Der schwarzgekleidete Rechnungsführer kniete neben der sitzenden Frau Chladel, deren violettes Kleid von einem eigenthümlichen Geschmaack dieses brünetten Weibes zeugte. Nach der Art der Orientalen, mit gekrenzten Beinen, drückten sich in ihrem weißen Kleidchen Sophie und ihre gelbgekleidete Schwester Irene, die wieder Emil zum Nachbar hatte, welcher ungenirt auf dem Bauche lag.

Der Ingenieur strahlte in einem nagelneuen Anzuge von modernstem Schnitt. Er streckte sich neben Celestine, welche auf einer kleinen Erhöhung saß. Sie trug ein einfaches, geschmackvolles Sommerkleid von leichter, stahlblauer Farbe, von welcher die Klarheit ihres Teints, der rosige Anhauch der Wangen, der rothe Mund, sowie ihr kastanienbraunes Haar wirkungsvoll abstachen.

Der junge Mann zu ihren Füßen war glücklich, so unendlich von Herzen glücklich.

Die Gattin des Unternehmers wurde von dem dienstfertigen Rechnungsführer unterhalten, der über jedem Bissen, jedem Schluck seiner Dame wachte, sie bediente und die leckeren Speisen mit gewählten Komplimenten würzte.

„Also auf dieser verhältnismäßig kleinen Fläche erheben sich vier Burgen,“ begann Celestine wieder zu plandern, „bewohnt von mächtigen Ritters mit ihrem bewaffneten Volke. Es sind trübe Zeiten, voll Unruhe und Wirrsal, und zwar nicht etwa ausnahmsweise, sondern in der Regel dauernd, wie z. B. unter den beiden letzten Przemysliden, dem Heinrich von Kärnten und Johann von Luxemburg, unter König Wenzel IV., zur Zeit der Hussitenkriege, unter Georg von Podiebrad, sowie den Jagellonen. Also volle zwei und ein halbes Jahrhundert, mit kaum nennenswerthen Unterbrechungen, muß es hier so schrecklich gewesen sein, wie in einem indischen Dschungel.“

„Ich kann Ihnen diesen ausgezeichneten Kal wärmstens empfehlen. . . ganz frisch zubereitet,“ bemerkte aufmerksam der Ingenieur, Celestine die Schlüssel reichend.

„Dies aufeinander gehetzte Burgvolk,“ fuhr Celestine unbeirrt fort, nachdem sie von der gebotenen Speise etwas genommen — „von persönlichem oder parteiischem Hass getrieben, brennend vor Verlangen nach Raub und Abenteuer, schleicht sich durch die Wälder, gleich einem Haufen Raubthiere, deren Wege sich kreuzen, und stürzt sich von beiden Seiten auf die Beute, um welche sie raufen. . . .“

„Wünschen Sie etwas mehr Wasser in den Wein, Fräulein?“

„Einen Tropfen noch, so, genug. . . . Und von diesen Begehrten singen unsere Dichter. Aber von den Leiden Tausender und Abertausender von Opfern, um deren Willen und in deren Gegenwart sich die Herren gegenseitig zerfleischten, von denen schweigen stille Gräber, die Niemand sucht, ja Niemand auch nur zu finden begehrt. . . .“

„Lieben Sie kalten Braten mit Seuf. . . . oder vielleicht von diesem Huhn. . . .?“ nöthigte mit weicher Stimme der Ingenieur.

„Unterbrechen Sie nicht fortwährend das Fräulein,“ tabelte unwirsch Sophie, die, die gefalteten Händchen auf die Arme stützend, den Betrachtungen der Erzieherin eifrig zugehört, als wären es Märchen.

„Wie viel Blut ist hier vergossen, wie viel Menschenleben sind vernichtet, wie viel Gut ist hier zerstört worden in einem einzigen Jahre! Denken wir uns nur in das Jahr 1466 hinein, in welchem die Mauern hier erstürmt und zerstört wurden. Das Dorf unten bald von dem Feinde, bald von dem Feinde abwechselnd überfallen — doch was rede ich von Feinden und Feinden! Das Volk war das gehetzte Wild, gehetzt von dem Herrn und von Wilderern. Vor ihm blieben sich die Weiden gleich,“ schloß mit schneidender Bitterkeit die Erzieherin.

„Entschuldigen Sie mich, Fräulein. . . . beinahe hätte ich vergessen, wir haben hier auch ein delikates Geklee. . . . Gnädige Frau, wollen Sie sich nicht auch noch bedienen. . . .?“

„Ich danke,“ erwiderte die entfernt sitzende Frau Chladel milde. „Ich bin erschöpft und fühle, daß ich meiner Gewohnheit, eine Nachmittags-Siesta zu pflegen, unterliege. Ich möchte gerne ein Weilchen schlummern. . . .“

Der Rechnungsführer sprang auf.

„Thun Sie sich nur keinen Zwang an, Frau Chladel,“ bat er süßlich. „Christof, kommen Sie, wir wollen für die gnädige Frau ein weiches Lagerplätzchen herrichten. . . .“

Frau Chladel konnte den Lockungen des Rechnungsführers und der eigenen Schläfrigkeit nicht widerstehen.

Die Kinder stoben auseinander, um durch ihre Lebhaftigkeit nicht zu stören. Der galante Rechnungsführer nahm in der Nähe der Frau Chladel Platz und schlieferte sie mit leisem Geflüster ein.

(Fortsetzung folgt.)

Reise in den Weltraum.

Von Camille Flammarion. Deutsch von Gertrud David.

Es war in Venedig. Die hohen Fenster des alten Herzogspalastes waren weit nach dem großen Kanal geöffnet, auf dessen Wassern das Gestirn der Nacht einen breiten, silberklimmernden Streifen malte. Jenseits der Stuppen und Thürme dehnte sich die Unendlichkeit des Himmels.

Die Gondolieri hatten ihre Gondeln gewendet, um nach der Senzzerbrücke zu gleiten; von fern verhallten ihre letzten Chöre in der Nacht, und Venedig schien in jenem tiefen Schweigen zu entschlummern, das nur eine Stadt kennt, die Königin des Adriatischen Meeres.

Diese venetianische Stille wurde nur unterbrochen durch die abgemessenen Pendelschläge der alten Thurmuhr, und vielleicht waren es gerade diese regelmäßigen Schwingungen eines Apparates, dessen Bestimmung es ist, die Zeit zu messen, die mir erst die Tiefe des allgemeinen Schweigens so recht zum Bewußtsein brachten. Dieses einförmige Geräusch betonte gewissermaßen die Stille ringsumher und schien sie, so sonderbar das klingt, zu vergrößern.

Ich saß in der Brüstung des hohen Fensters und schaute zu der blendenden Mondscheibe empor, die über einem Himmel von Azur thronete, der ganz von ihrem Lichte erfüllt war. Ich dachte daran, daß dieses Gestirn der Nächte, scheinbar so still und ruhig, bei jedem Sekundenschlage einen Kilometer im Raume vorrückt. Diese Thatfache drängte sich zum ersten Male mit einer gewissen Gewalt in mein Bewußtsein, vielleicht infolge der Einsamkeit, die mich umgab. Ich betrachtete die helle Mondugel, auf deren Oberfläche man auch mit unbewaffnetem Auge ziemlich gut die alten Meere und die geographische Gestaltung erkennen kann. Ich sagte mir, daß dort vielleicht gegenwärtig noch Wesen wohnen, die anders organisiert als wir, in einer äußerst verdünnten Atmosphäre zu leben vermögen. Am meisten aber fiel mir doch diese außerordentlich rasche Umdrehung um die Erde auf, derzufolge der Mond in der Minute 61 Kilometer, in der Stunde 3660, am Tage 87 869, und bei jeder monatlichen Umdrehung 20 400 000 Kilometer zurücklegt. Ich sah ihn im Geiste, wie er uns von West nach Ost umkreist und seinen Umlauf in weniger als einem Monat vollendet. Und zu gleicher Zeit fühlte ich sezufagen die tägliche Bewegung der Erde um ihre Ase, die ebenfalls von West nach Ost erfolgt, und die den Aufsteigen erweckt, als drehe sich das ganze Himmelsgewölbe in der entgegengesetzten Richtung um uns.

Während ich so träumte, hatte wirklich der Mond schon merklich seinen Standort am Himmel verändert und stieg nach dem westlichen Horizonte herab. Ihr himmlischen und ihr irdischen Bewegungen, sanfter als die auf dem flüssigen Spiegel dahingleitenden Gondeln, ihr tragt uns fort, wie in einem Traume. Ihr macht unsere Tage und unsere Jahre, und wir müssen dahin, flüchtige Schatten, während ihr ewig dauert. Stille Luna, Sphing des Himmels, du glänzt schon über den Wassern, über die du dein Silberlicht ausgossst, als vor Jahrmillionen die Menschheit noch im Schooße zukünftiger Möglichkeiten ihrem langsamen Werden entgegenschlummerte. Fremdartige Thiere bevölkerten damals die dichten Wälder, die unsere Kontinente bedeckten, wunderbare Fische tummelten sich in den Tiefen der Meere, Vampire durchschwärmten die Luft, und in den Visionen der Ufergebirge zeigte sich das zweißißige Stroloch, der Vorfahr jenes Strolochs der ägyptischen Mythologie. Und später, da strahltest du über der aufbrechenden Blüthe der ersten Blume, über dem Neste des ersten Vogels. Aber wie viel Nächte hattest du schon mit deinem bleichen Lichte erhellet, als zum ersten Male der Blick eines Menschen sich zu dir erhob, als zum ersten Male ein menschlicher Gedanke zu dir emporflog.

Heute blickst du auf eine zahlreiche und emsig schaffende Menschheit, auf blühende Städte, auf Marmorpaläste, die sich aus den Wellen erheben. Zu meinen Füßen rief dich soeben noch ein Liebes-

paar zum Zeugen seiner ewigen Schwüre an; es hatte vergessen, daß du selbst in deiner wechselnden Gestalt ein Bild unserer Unbeständigkeit, unseres Wandeluthes bist. Ja, du warst die Vertraute vieler Geheimnisse, und noch lange Zeit wird die glückliche Jugend unter deinem Himmel ihr ewiges Lied der Liebe singen. . . . Aber ein Tag wird kommen, wo du, stille Königin der Nacht, nur noch über einem Friedhofe von Eis thronen wirst. Die Sonne, selbst dem Verlöschen nahe, wird dir kein Licht mehr senden, und hier wird es keine Uhren mehr geben, um deine Stunden zu messen, noch menschliche Wesen, um sie zu zählen.

So träumte ich, umflossen von dem hellen Mondlichte, das alle Schatten zu vergrößern und die Abgründe noch tiefer zu machen schien und dort am Fuße der Paläste in das schwarze Wasser hinabtauchte. Diese benachbarte Welt schwebt 50 000 Meilen entfernt von uns im Raume; ein Flügelschlag trägt den Gedanken zu ihr. Das Licht durchläuft diesen Raum in einer und einer dritten Sekunde. Meine Gedanken entführten mich zu dem strahlenden Lichte dort oben, ich vergaß Venedig, das Adriatische Meer, die ganze Erde, und ich fühlte mich davongetragen, weit über die Grenzen unserer irdischen Atmosphäre hinaus.

Fünfzigtausend Meilen von der Erde.

Es schien mir wirklich, als ob ich mich der bleichen Höhe näherte und endlich nicht weit vom Zentralmeridian über der riesigen Kette der Mondapenninen anlangte, die das „Meer der Dämpfe“ vor dem „Regenmeere“ trennen. Ich erkannte die Krater des Archimedes, des Antolchus und des Aristillus wieder, die ich schon so oft im Teleskop beobachtet hatte. Jetzt schwebte ich einige Augenblicke über den steilen Ufern des „Meeres der Heiterkeit“. Es schien mir, als ob man hier noch Spuren der verschwundenen Gewässer entdecken könne, und als ob der Boden mancher Krater mit einer dicken Schlammdecke bedeckt sei. Ich gewöhnte mich um so schneller an diese Betrachtung, als unsere astronomischen Instrumente uns seit Langem mit dieser benachbarten Welt vertraut gemacht haben — gewisse Einzelheiten der Mondgeographie sind uns ja bekannter als manche Gegenden auf der Erde. Diese ungeheuren Zirkusse, diese klaffenden Krater, diese Ringgebirge mit den steilen Umwallungen, die wilden und fahlen Berggipfel, die tiefen Thäler und die zahlreichen Bodenspalten, wir haben sie studirt und wir kennen sie. Wir haben hier das Ergebnis einer bedeutenden vulkanischen Thätigkeit vor uns. Krater von drei Kilometer Tiefe und hundert, hundertundfünfzig, zweihundert Kilometer Durchmesser, Berge von sechs-, siebentausend Meter Höhe, Ebenen und alte Flußbetten, in denen man noch die Spuren der früheren Thätigkeit des Wassers entdecken kann. Doch jetzt bemerkt man hier keine Wolke mehr, kein Verdunstungsprodukt des Wassers, noch eine Verdichtung der atmosphärischen Dämpfe. Die Atmosphäre selbst kann, wenn sie überhaupt noch existirt, nur in äußerster Verdünnung vorhanden sein. Dennoch glaubt man, seitdem man die geringsten Einzelheiten dieser benachbarten Welt mit so großer Sorgfalt studirt hat, nicht nur Beweise für noch gegenwärtig stattfindende Bergstürze und geologische Einwirkungen gefunden zu haben, sondern man hat auch ziemlich rasch vor sich gehende Veränderungen tiefer gelegener Bodenstriche bemerkt, über welchen die Luft verhältnißmäßig dicht sein kann.

Die organischen Bedingungen dieser Welt sind sicherlich vollständig verschieden von den unserigen, und wahrscheinlich befindet sich dieser kleine Himmelskörper schon in einem viel weiter vorgeschrittenen Entwicklungsstadium als unsere Erde. Trotzdem ist es nicht ausgeschlossen, daß auch auf ihm noch das Leben unter irgend einer Form existirt.

Meine Gedanken blieben mit meinen Blicken auf dem bleichen Antlitz unseres Satelliten hängen. Vielleicht gab es auch dort oben in einer alten Mondstadt auf dem Grunde eines Kraters ein denkendes Wesen, das gerade in diesem Augenblicke die Augen zum Himmel empor richtete und, jene ungeheurer Kugel, die stets über seinem Haupte schwebt

und seiner Neugierde dasselbe Räthsel vorlegt, wie sein Aufenthaltsort uns, betrachtend, sich fragte, ob dort oben wohl denkende Wesen wohnen.

Während ich so auf dieser benachbarten Welt umherreiste, hatte sich das Gestirn der Nächte schon tief nach dem westlichen Horizonte gesenkt. In einiger Entfernung von ihm, nach links zu, bemerkte ich einen in röthlichem Glanze strahlenden Stern, der in die Tiefen des Himmels Feuerstrahlen entsandte, und den ich alsbald als unseren Nachbarplaneten Mars erkannte. Ich vergaß Luna, um meine Aufmerksamkeit jener anderen himmlischen Insel, der Schwester der unserigen, zuzuwenden, die mit unserem Aufenthaltsort so viel Aehnliches und Ueber-einstimmendes zeigt.

Dies ist also, sagte ich mir, der Planet, der uns am meisten interessiert, und den wir am besten kennen. Er durchläuft bei seinem jährlichen Umlauf eine Bahn, die in einer mittleren Entfernung von 30 Millionen Meilen um das Zentralgestirn gezogen ist. Unsere Erde gravitirt um die Sonne in einem Abstand von 20 Millionen Meilen. Die beiden Bahnen sind also im Mittel 10 Millionen Meilen voneinander entfernt. Eben jetzt durchläuft Mars den Theil seines Weges, der unserer Erde am nächsten kommt. Durch einen glücklichen Umstand nähern sich die beiden Weltkörper, deren Bahnen weder kreisförmig noch einander parallel sind, augenblicklich auf acht Millionen Meilen. Das Licht, das in ein und einer viertel Sekunde von der Erde zum Monde gelangt, durchläuft diesen Raum in 200 Sekunden oder drei Minuten und zwanzig Sekunden. Es schien mir, als ob ich wirklich diese drei Minuten brauchte, um mich dort hinauf zu schwingen. Ich vergaß das hohe Fenster meines venetianischen Palastes und sah nur noch diese neue Welt, nach der mich der Flug meiner Phantasie getragen hatte.

Acht Millionen Meilen von der Erde.

Astronomisch gesprochen ist das nicht sehr weit. Im Gegentheil, es ist sogar ganz nahe, nachbarlich nahe, nur zwei Schritte von hier. Die Welt des Mars ist die erste Station in unserem Sonnensystem, der erste Planet, dem man begegnet, wenn man unsere Erde verläßt, um die entfernteren Regionen des Himmels aufzusuchen. Je weiter man sich von unserem heimatlichen Planeten entfernt, desto mehr verliert er an scheinbarer Größe. Vom Monde aus gesehen, schwebt er selbst wie ein mächtiger Mond über uns, vier Mal so groß im Durchmesser wie das Gestirn der irdischen Nächte, und in sechzehn Mal stärkerem Lichte strahlend. Denn auch die Erde schwebt frei im Weltraume und wirft das Licht, das sie von der Sonne bekommt, zurück, ebenso wie der Mond und die verschiedenen Planeten des Sonnensystems. In einer Entfernung von etwa 50 000 Meilen, der Entfernung des Mondes, hat also die Erde noch eine ziemlich bedeutende scheinbare Größe; entfernt man sich bis auf eine halbe Million Meilen von ihr, so erscheint sie von zehn Mal kleinerem Durchmesser, aber sie zeigt uns doch noch eine wahrnehmbare Scheibe. In der Entfernung der Marsbahn, selbst bei der größten Annäherung der beiden Planeten, in einer Entfernung von acht Millionen Meilen gesehen, können wir sie nicht mehr als Scheibe wahrnehmen, aber sie ist doch noch der größte und leuchtendste Stern am ganzen Himmel. Die Marsbewohner bewundern die Erde als hell strahlendes Gestirn, das für sie dieselben Erscheinungen zeigt wie für uns die Venus. Wir sind ihr Morgen- und Abendstern, und ihre Mythologie hat uns ohne Zweifel Altäre errichtet.

Es war etwa Mittag auf dem Zentralmeridian dieses Planeten, als ich dort anlangte. Ich bemerkte zwei kleine Monde, die sich ungeheuer schnell an ihrem Himmel drehten, und ich machte auf einem Bergabhange halt, von dem aus sich mir eine weite Aussicht auf das Meer eröffnete. Die Fluthen schlugen das Ufer zu meinen Füßen, und das Panorama erinnerte mich an den Knudsblick, den man von der Terrasse des Observatoriums in Nizza genießt. Das war hier wirklich ein Mittelmeer mit seinen stillen Wassern von grünblauer etwas düsterer Färbung. Auf den ersten Blick glaubte ich sogar



Liebeslicht
Nach einem Gemälde von



Orangenbäume zu erkennen, deren Goldfrüchte in der Sonne glänzten. Aber nur die Farbe war dieselbe, denn diese Pflanzen sind von Arten, die man bei uns nicht kennt. Auf den Fluthen sah ich von Weitem Schiffe dahineilen, die von unsichtbaren Maschinen vorwärts bewegt wurden, deren treibende Kraft ohne Zweifel die Elektrizität war. Die Lüste wurden von Luftschiffen in Form von Vogelfischen durchschnitten. Es wurde mir klar, daß die Bewohner dieser Erde durch das Gesetz der natürlichen Entwicklung die beneidenswerthe Fähigkeit erlangt haben, in der Luft zu fliegen, und daß dieses ihre gewöhnliche Art der Fortbewegung ist. Die Anziehungskraft ist schwach auf der Oberfläche dieses Planeten, alle Gegenstände haben eine bei Weitem geringere Dichtigkeit als bei uns. Die Kunst der Ingenieure hat hier seit Jahrhunderten einen sehr hohen Grad der Vollkommenheit erreicht. Sie haben ungeheuerer Arbeiten ausgeführt, die unvergleichlich höher stehen als Alles, was auf unserem Planeten im Laufe des letzten Jahrhunderts geschaffen wurde, sie haben die Oberfläche ihres Globus durch riesenhafte Bauwerke verändert, auf die die Astronomen der Erde durch ihre teleskopischen Beobachtungen bereits aufpassen, aufmerksam zu werden.

Es ist übrigens leicht erklärlich, warum diese Welt weiter vorgeschritten ist als die unserige. Sie ist chronologisch älter, und da sie kleiner als unsere Erde ist, hat sie sich schneller abgetüht und die Phasen ihrer organischen Entwicklung rascher durchlaufen. Ihre Jahre sind länger, was ein weiterer Vortheil ist. Ihre Lebensbedingungen, ihre Jahreszeiten, ihre Klimate, ihre Meteorologie, ihre Tage und Nächte sind ähnliche wie bei uns. Selbst von hier aus unterscheiden wir die Kontinente und Meere dieser Welt, ihre geographische Gestalt, den Schnee an ihren Polen, der im Frühjahr schmilzt, ihre leichten Wolkenbildungen, die sich nach den Polen zu verdichten, ihre Morgen- und Abendnebel. Wir erkennen sogar die Veränderungen, die durch den Wechsel der Jahreszeiten hervorgerufen werden: die manchmal sehr ausgedehnten Ueberschwemmungen, die langen und breiten Linien, die die Form von Kanälen haben und unter merkwürdigen, bisher unerforschten meteorologischen Bedingungen sich zu verdoppeln scheinen. Wir haben hier, mit einem Worte, die Offenbarungen einer weit bedeutenderen geologischen Thätigkeit vor uns, als wir sie auf der Erde in ihrem jetzigen Zustande beobachten können.

Ich hielt mich nur so lange auf dem Mars auf, als nöthig war, um einen allgemeinen Eindruck von dem Leben, das sich auf diesem Planeten abspielt, zu gewinnen. Einige Augenblicke darauf fühlte ich mich nach der wunderbaren Welt des Saturn verlegt.

190 Millionen Meilen von der Erde.

Die Wahrnehmung der Zeit und die Würdigung ihrer Dauer hängen hauptsächlich von dem augenblicklichen Zustande unseres Geistes ab. Wenn wir sieben oder acht Stunden in tiefem Schlummer liegen, so wird die Dauer dieses Schlafes in unserer Empfindung keine andere Spur hinterlassen, als ein Schlummer von zehn Minuten. Minenarbeiter, die bei einem Bergungslücke verschüttet wären und erst nach fünf oder sechs Tagen befreit wurden, glauben nur auf die Dauer von 24 Stunden von der Außenwelt getrennt gewesen zu sein. In einem Traum von wenigen Sekunden kann man mehrere Stunden durchleben, und noch dazu ganz genüßlich. Eines Tages ritt ich durch einen Wald und wurde von meinem Pferde, das durchgegangen war, abgeworfen. Während dieses Sturzes, der noch nicht drei Sekunden dauerte, habe ich zehn Jahre meines Lebens wieder-gesehen, mit allen Einzelheiten, wie sie aufeinander folgten, und ohne irgend welche Uebersürzung der Ereignisse. Wer hätte nicht in manchen Stunden des Wartens bemerkt, wie lang die Minuten sind!

Da der Planet Saturn sich in einer Entfernung von 190 Millionen Meilen um die Sonne bewegt und die Erde in einer solchen von 20 Millionen Meilen, so ist zwischen den beiden Bahnen ein Abstand von 170 Millionen Meilen. Das Licht braucht 70 Minuten um diesen Raum zu durchfliegen. Ich nahm die Schnelligkeit des Lichtes an, und ich sah

deutlich die 4200 Sekunden im Geiste an mir vorüberziehen, die nöthig waren, um diesen Raum bei einer Zurücklegung von 40 000 Meilen in der Sekunde zu durchfliegen. Dennoch bin ich sicher, in Wirklichkeit bei Weitem nicht diese Zeit gebraucht zu haben, um nach dem Saturn zu gelangen, auch nicht so viel, als der etwas geringeren Entfernung des Mars von jener Welt entspräche. Die alte Thurmuhre hatte den ersten Schlag der Zehnmehrstunde gethan, als ich den Mars vergaß, um mein Auge nach dem Saturn zu richten, und ihr letzter Schlag war noch nicht verklungen, als ich dort angelangt war. Ich machte auf dem achten Monde halt, von dem man am besten die Größe des Saturnsystems beurtheilen und würdigen kann. Der riesige Planet, dessen Durchmesser neun und ein halb mal so groß als der unserer Erde ist, dessen Oberfläche der von neunzig Erden gleichkommt, und dessen Volumen das unseres heimathlichen Planeten um das 760fache übertrifft, ist von gigantischen Ringen umgeben, deren Gesamtdurchmesser 37 400 Meilen beträgt. Er thront, von diesem vielfachen Ringe umschlossen, inmitten eines Gefolges von acht Monden, die ihn in einem System von etwa einer Million Meilen Durchmesser umkreisen. Dieses System stellt allein ein Universum dar, das größer ist, als das der Alten.

Bis zu der Aera der Wahrheit, deren Anbruch wir den Entdeckungen der modernen Astronomie verdanken, konnte kein irdischer Mensch, kein Dichter, kein Philosoph, kein Denker etwas von der wirklichen Größe der Verhältnisse wissen, nach denen das Weltall aufgebaut ist.

Wie klein erscheint die Erde vom Saturnsystem aus gesehen! Kaum erblickt man sie alle sechs Monate von Zeit zu Zeit als kleinen Lichtpunkt einige Augenblicke des Abends nach Sonnenuntergang oder des Morgens vor Sonnenaufgang. Ihr Schein ist unvergleichlich schwächer als selbst der der kleinsten Satelliten des Planeten. Vom achten Mond, auf dem ich mich befand, aus gesehen, gleichen diese Trabanten ungeheureren Monden, die mit verschiedener Geschwindigkeit sich am Himmel fortbewegen und uns je nach dem Winkel, den sie mit der Sonne bilden, stets wechselnde Phasen zeigen. Die Saturnnacht wird also durch den milden Schein der Ringe und durch den Glanz mehrerer Monde erhellt, da sich natürlich stets einige der Satelliten des Planeten auf einmal über dem Horizonte befinden.

Während ich in die Betrachtung dieses wunderbaren Systems versunken war, mußte ich an die großen Illusionen der Erdbewohner denken, die sich einbilden, daß ihr Aufenthaltsort die ganze Welt darstelle. Ohne etwas Anderes zu kennen als ihre enge Wohnung, ohne nur um sich geduldet zu haben, um zu bemerken, daß sie nicht allein auf der Welt sind, haben sie bisher geglaubt, den Ursprung und das Ende aller Dinge ergründen und begreifen zu können. Dasselbe thäte ein Sperling, der sich anmaßen wollte, die Geschichte von Paris zu erzählen nach den Ereignissen, die sich während der Dauer eines Frühlings in der Umgebung seines Nestes abgespielt haben. So handelte ein Gelehrter, der, nachdem er ein einziges Blatt aus der Mitte eines großen Werkes herausgerissen hätte, versichern wollte, daß er die allgemeine Anordnung des Werkes nach dem Einblick in ein so ungenügendes Fragment wiedergeben könne.

Ich gab mir die größte Mühe, die Erde auf diese Entfernung zu unterscheiden. Als ich sie endlich als winzigen Punkt, ganz in den Strahlen der Sonne verloren, entdeckt hatte, begriff ich besser als je, warum keine philosophische und keine religiöse Vorstellung, selbst nicht die vorgeschrittenste und beste, den Bewohnern unserer Erdfugel die Lösung des Problems unserer Bestimmung geben konnte, und warum wir diese Lösung von der Astronomie erwarten müssen, als der einzigen Wissenschaft, die uns zeigt, welche Stellung unsere Erde zum Weltganzen einnimmt, die vor uns die Unendlichkeit ausbreitet und uns einen Einblick in die Ewigkeit gewährt.

Aber zu gleicher Zeit fiel mir ein, daß die Welt des Saturn, so bedeutend und wunderbar, wie sie ist, doch nicht entfernt genug von der Erde sei, um nicht noch ein gewisses Gefühl von Lokalpatriotismus in

uns übrig zu lassen. Wir können, ohne uns sogar aus dem Bereich unseres Sonnensystems zu entfernen, andere himmlische Inseln auffuchen, die noch weit unabhängiger von unserer Sonnennachbarschaft sind. Ich bemerkte den Planeten Neptun, der in einer Entfernung von über einer halben Milliarde Meilen um die Sonne flog, auf einer Bahn, die zu durchlaufen er mehr als 164 Jahre braucht, und mein Gedanke trug mich zu dieser fernen Welt.

(Fortsetzung folgt.)

Minus 273 Grad.

Von Bruno Vorhard.

(Schluß.)

Noch vor einem Menschenalter wäre es eine müßige Frage gewesen, wie man beim Flüssigwerden der Luft und anderer permanenter Gase die Temperatur messen sollte, denn es war eben nicht möglich, die Luft zu verflüssigen. Daher konnte man damals getrost diese Zahl als absoluten Nullpunkt bezeichnen, unterhalb dessen keine tiefere Temperatur mehr denkbar ist; war doch die Grenze, bis zu der man in Wirklichkeit kommen konnte, nicht weit über 100 Grad Skala gelegen. Freilich könnte man die Frage aufwerfen: „Wozu denn überhaupt solch eine unterste Grenze festlegen, da man sich doch immer eine weitere Abkühlung denken kann, wie es ja doch auch keine Grenze für die Erhitzung giebt?“

Die Einführung der unteren Temperaturgrenze hat aber doch ihren guten Sinn und hängt auf's Innigste mit den Anschauungen über das Wesen der Wärme zusammen, die in der Mitte unseres Jahrhunderts ausgebildet worden sind.

Heute ist der Satz, daß Wärme und mechanische Arbeit einander äquivalent sind, d. h. in einem bestimmten Verhältniß ineinander übergehen können, zu einem Bestandtheil der allgemeinen Bildung geworden. Jeder, der sich nur ein wenig mit der ihn umgebenden Natur beschäftigt, stößt sofort auf diese Thatsache, und es ist uns schwer vorstellbar, daß das Verhältniß von Wärme und mechanischer Arbeit in früheren Zeiten nicht erkannt worden ist. Wenn wir Arbeit leisten, so wirkt unser Körper ganz ähnlich wie eine Maschine; wie wir dieser Feuerungsmaterial zuführen müssen, um die zur Arbeitsleistung nothwendige Wärme zu erzeugen, so müssen wir in unseren Körper Nahrungsmittel einführen, die dort einer langsamen Verbrennung unterliegen, und so die verausgabte Arbeit in der Form von Wärme wieder erstatten, so daß wir von Neuem arbeitsfähig sind.

Die Erkenntniß des wahren Verhältnisses, das zwischen Wärme und mechanischer Arbeit besteht, führte nun auch zu einer bestimmten Vorstellung über den der Wärme zu Grunde liegenden Zustand der Materie. Man hat die Anschauung ausgebildet, daß die Wärme in einer lebhaften Bewegung der kleinsten, für uns nicht wahrnehmbaren Theilchen der Körper, der sogenannten Moleküle, besteht. Viele Thatsachen haben die Chemiker und Physiker zu der Annahme geführt, daß keine Substanz, weder ein fester Körper, wie ein Stück Eisen, noch auch Wasser oder ein Gas, aus zusammenhängender Masse besteht, sondern daß die kleinsten Theilchen, die sogenannten Moleküle, zwischen sich leere Zwischenräume haben, die wir wegen ihrer Kleinheit nicht sehen können, obwohl sie noch bedeutend größer sind, als die Moleküle selbst. So erscheint uns z. B. auch die Milchstraße am Himmel als ein zusammenhängender Lichtschimmer; und doch besteht sie aus einzelnen Sternen, die durch Millionen und Milliarden von Meilen voneinander getrennt sind.

Diese kleinsten Theilchen nun befinden sich nach den Vorstellungen der modernen Physik in einer ununterbrochenen heftigen Bewegung, indem sie beständig theils um ihre Gleichgewichtslage kreisen, theils auch, wie in den Gasen, durch Zusammenprall mit anderen von ihrem Plaze fortgeschleudert werden. Diese unsichtbare Bewegung nun ist es, die sich unseren Sinnen als Wärme wahrnehmbar macht.

Mancher fühlt sich von einer solchen Vorstellung vielleicht stark abgestoßen. Ist doch die Wärme, die wir empfinden, sicherlich etwas ganz Anderes als Bewegung, und kann mit dieser überhaupt nicht verglichen werden. Aber stets sind ja unsere Sinneswahrnehmungen, unsere Empfindungen, etwas ganz Anderes, als die Vorgänge, durch welche diese Wahrnehmungen veranlaßt werden. Ein eiserner Klöppel schlägt wiederholt an eine eiserne Glocke, die Theile dieser Glocke gerathen nachweisbar in hin- und her-schwingende Bewegungen, diese Bewegungen theilen sich der umgebenden Luft mit, und in dieser gerathen immer entferntere Theilchen in schwingende Bewegungen, bis diese Bewegungen auch das Trommelfell unseres Ohres und die sich anschließenden Organe ergreifen, und nun entsteht in uns die Wahrnehmung nicht der Bewegungen, sondern eines Tones, der mit diesen Bewegungen nicht die geringste Ähnlichkeit hat.

In diesem Falle sind die Bewegungen, welche unserer Schallempfindung zu Grunde liegen, direkt nachweisbar. In anderen Fällen, z. B. dem der Lichtempfindung, sind wir ebenfalls zur Annahme ähnlicher, allerdings nicht unmittelbar nachweisbarer und wahrnehmbarer Bewegungen genöthigt. Auch gegen unsere Vorstellungen von den Vorgängen, die der Wärmeempfindung zu Grunde liegen, kann daraus, daß diese Vorgänge mit der Empfindung selbst gar keine Ähnlichkeit haben, kein Einwand hergeleitet werden.

Auf die Gründe, die zu dieser Vorstellung geführt haben, kann hier nicht eingegangen werden. Immerhin will ich bemerken, daß die Arbeitsleistung durch Wärme, und umgekehrt die Entstehung von Wärme durch Arbeitsleistung, z. B. durch Reibung oder Stoß und Schlag, hierdurch verständlich wird, da wir ja auch in anderen Fällen durch bewegte Massen Arbeit leisten und durch Arbeit schwere Massen in Bewegung setzen können.

Wenn nun die Wärme auf einer Bewegung der nicht wahrnehmbaren kleinsten Theilchen beruht, so ist sofort klar, daß eine bestimmte Grenze für die Wärme und die Temperatur, die uns ja den Wärmezustand angeben soll, vorhanden sein muß. Die Stärke der Bewegung, welche durch die Geschwindigkeit gemessen wird, hat nach oben zu ersichtlich keine Grenze; vermehrt kann eine Geschwindigkeit immer werden. Wenn man sie dagegen verringert, wenn die Bewegung langsamer und langsamer wird, so muß man schließlich an den Punkt kommen, wo die Bewegung überhaupt aufhört, wo die Geschwindigkeit Null wird. Ein solch bewegungsloser Zustand irgend einer Substanz wäre also ein Zustand ohne Wärme, also auch ohne jede Temperatur. Die Gefrieretemperatur des Wassers, unser gewöhnlicher Nullpunkt, entspricht nach dieser Vorstellung einem bestimmten Bewegungszustand der Moleküle; wird die Bewegung fester, so steigt die Temperatur, wird sie langsamer, so sinkt die Temperatur, und wir kommen zu den Kältegraden. Nun kann die Bewegung nur so weit ab-

nehmen, bis sie überhaupt nicht mehr vorhanden ist, bis vollständige Ruhe herrscht, und die dieser entsprechende Temperatur wäre die tiefste denkbare, unterhalb deren es keine mehr geben kann; ja, sie selbst, der absolute Nullpunkt, wäre schon der bewegungslose, also der wärme- und temperaturlose Zustand.

Welche Zahl entspricht nun diesem absoluten Nullpunkt? Auf die bisher angenommene Zahl — 273° war man durch den Betrag der Ausdehnung resp. Zusammenziehung der Gase gekommen, und sie kann nur gelten unter der Voraussetzung, daß sich die Gase so weit zusammenziehen würden, bis sie gar keinen Raum mehr einnehmen würden. Das ist natürlich nicht der Fall. Es ist gelungen, Temperaturen von 180 bis 200 Grad Kälte herzustellen, wobei die Luft und selbst das Wasserstoffgas flüchtig wird, und die Messung der Temperaturen nicht mehr mit dem Gasthermometer vorgenommen werden kann. Ja, in neuester Zeit ist man bis zu Temperaturen von etwa 250 Grad Kälte gekommen, so daß man sich der Zahl 273 schon erheblich genähert hat. Jedenfalls können wir uns keine Materie ohne Bewegung vorstellen, und wenn wir noch tiefere Temperaturen werden herstellen lernen, so werden wir daraus schließen müssen, daß die tatsächliche Grenze, der wirklich bewegungslose Zustand, eben noch tiefer liegt. Keinesfalls sind wir berechtigt, die Zahl 273 unter Null Grad mit irgend welcher Sicherheit dafür in Anspruch zu nehmen. —

Ein Poet?

Erzählung von J. J. David.

(Fortsetzung.)

Gräger kostete feinschmeckerisch den Cognac, den man ihn gebracht. Er nickte wohlwollend und befriedigt. „Du hast Dir die Geschichte mit dem Wortmann zu sehr zu Herzen genommen. Eigentlich geht es ihn ja garnichts an, was Du bringst. Das ist Sache Anderer.“

Bernhofer schüttelte den Kopf. „Er hat mir sehr weh gethan. Aber vielleicht am meisten dadurch, weil er so ganz Recht hat. Ja wohl, ich taugte nicht für das Geschäft; ich weiß es. Aber ich habe kein Anderes! Und ich möchte gerne Eines. In ein Amt oder sonst wohin. Nur nehmen sie mich nirgends; und ich bin bald auch schon in Versuchung, ich taugte in keines mehr. Ich bin das beste Eizen nicht mehr gewöhnt, noch die regelmäßige Arbeit. Das lernt sich schwer wieder von Neuem.“

„Ja, aber zusammen nehmen könntest Du Dich doch, Mensch!“ rief der Andere und sah dabei da, wie die gehaltene Kraft und das selbstbewusste Streben in Person. Bernhofer sah ihn an; irgend eine alte Erinnerung mußte ihm dabei durch den Kopf geschossen sein. Er lächelte fein, beinahe höflich und sah dabei wirklich klug und fast geistreich aus. Aber dies verirrte Licht schwand bald aus seinem Antlitz. Er langte in die Tasche und nahm ein fast völlig aufgebrauchtes Päckchen schlechten Tabaks heraus. Zerkrümelter Tabak, mehr schon Staub, bildete den Inhalt; er drehte sich davon eine Zigarette, verwahrte den Rest wiederum und sprach bekümmert:

„Ich weiß das: ich sollte mich zusammen nehmen. Und ich gebe mir auch Mühe genug. Aber ich kann nicht! Es ist so eigen,“ er dämpfte seine Stimme, „es ist so eigen! Und der Dr. Wortmann hat's bei aller seiner Klugheit nicht recht begriffen. Ich sehe nicht zu wenig; ich sehe zu viel und ich denke dabei zu viel. Zum Beispiel: es ist ein Brand; und da steigen Dir erst die Garden Funken aus dem Schornstein und dann kommt der Rauch, die, und endlich kommt's Dir fast weiß. Und dann: die Feuerwehr, das Signal — Du hörst es durch alle Wärmen der Straße: mächtig, gebietend und so — so gewissermaßen beruhigend. Oder: es springt Feuer in's Wasser. Was hat ihn hineingetrieben? Und die Leute stehen am Ufer, schwachen, freischen

durcheinander, laufen ihm nach. Endlich — die Rettungsgesellschaft: erst das schrille, jammernde Pfeifen, der rasende grüne Wagen. Und das Alles möcht' ich in den Bericht bringen, das soll Alles darin stehen; und das geht nicht, das geht nicht!“ Er legte seine Zigarette vorsichtig weg und sog wieder andächtig an seinem Glase.

„Aber das kennt ja schon Jeder!“ entgegnete Gräger überlegen.

„Ich kenn's ja auch,“ und er lächelte wieder. „Und dennoch möcht' ich's schildern. Und das ist mein eines Unglück. Aber nicht das richtige. Das ist: ich bin so ganz vergehlich. Ich hab' so einen Druck im Kopfe, hinten, ganz hinten, und der schreit Dir langsam vor und preßt Dir die Stirne, daß Du Dich gar nicht mehr besinnen kannst. Mir ist immer, als habe ich noch was zu sagen, oder zu schreiben, oder zu thun, was wichtiger ist als Alles sonst, und ich weiß das nicht. Es ist mir aus dem Gedächtnisse fort, fort und für immer weg und ich such' darnach. Das drückt hernach und wird von Tag zu Tag stärker und ärger.“

Er fuhr sich mit der Hand durch das Haar und starrte so verloren vor sich hin, daß selbst Gräger begriff, wie er in diesem Augenblicke wieder nach dem wesenlosen Schemen suchte, der ihm so oft durch die Seele rauschte und verstob. Er legte die Hände ineinander und ließ die Gelenke hart knaden. Und dann, noch immer bedächtig an seiner Zigarette ziehend, fragte er ganz unvermittelt: „Du hast doch Raimund Förster gekannt?“

„Ja!“ gab Gräger äußerst entschieden zur Antwort, und zerstörte damit einen höchst kunstvollen Ring, den er in die Luft geblasen. „Er war ein sehr begabter und tüchtiger Mensch, glaube ich. Was ist aus ihm geworden und wie kommst Du gerade jetzt auf ihn?“

„Ein höchst tüchtiger und begabter Mensch. Ja. Immer der Erste durch das ganze Troppauer Gymnasium. Und es ist auch nichts aus ihm geworden, das „auch“ geht natürlich auf mich,“ schaltete er begütigend ein. „Er war gar zu arm von Hause und ist vor lauter Hunger nicht zum Studiren gekommen. Aber er war auch ein närrischer, ein ganz komischer Kerl. Da hatte er einen Dukaten, durch viele Jahre, ich glaube, es war sein Firmgulden oder ein Christgeschenk aus einer Stunde. Von dem hat er sich nicht getrennt, auch nicht, wenn es ihm

noch so schlecht gegangen ist. Und einmal treff' ich ihn am Stefansplatz vor einer Wechselstube, wie er auf und abgeht, ganz nachdenklich, ganz kämpfend und betriibt. Das nimmt mich also Wunder, denn er war ein lustiger Bursch, wenn's ihm nur nicht gar zu schlecht gegangen ist, oder wenn er nicht im Herzen das graue Glend gehabt hat, daß sich ihm so gar kein Vorwärtskommen, keine gute Stunde, kein Stipendium bieten wollte und er seinen Kummer vertraut — so billig wie möglich, natürlich. „Was treibst du, Förster?“ frag' ich ihn. Und er: „Meinen Dukaten hab' ich verkauft.“ „Und warum bist Du so traurig?“ Da legt er mir die Hand auf die Schulter — Du weißt, er war Historiker und im Seminar ein Haupthahn — und giebt mir die Antwort: „Bernhofer — heut' hab' ich Napoleon an der Moskwa verstanden. Man opfert nicht so weit von der Heimath seine letzten Reserven“, und dreht sich rasch um und verschwindet mir in einem Durchhaus zur alten Universität.“

„Und nun? Was hat das mit Dir zu schaffen?“

„Das verstehst Du nicht?“ Er sann eine Weile nach und versuchte sich dabei eine Zigarette zu drehen. Es ging nicht, so viel er auch auf den Staub hauchte, er wollte sich nicht mehr formen lassen und das Papier riß immer wieder. „Ich hab's gut gemeint,“ sprach er endlich, „ich hab' damit nach den Worten der Bibel thun wollen: „Staub bist du und zu Asche sollst du werden. Ich muß mir's nämlich eintheilen. Acht Kreuzer im Tage darf ich verrauchen. Hast Du vielleicht eine Zigarette?“ Gräger hatte keine, aber seinen großmüthigen Tag. Auch war die Neugierde seines Bernses in ihm rege geworden und so ließ er welche bringen.

„Ich danke . . . sie sind gut,“ fuhr Bernhofer ganz vergnügt nach einer Weile fort, in der er den Rest seines Punsch's ausgetrunken. „Aber — es wundert mich, — daß Du das nicht begriffen hast, wie sich der meinethwegen schlechte Spaß vom Förster auf mich bezieht. Das ist doch sehr einfach und heißt so viel wie: wir verstehen, so klug wir uns halten mögen, eigentlich doch Alles erst, wenn wir's am eigenen Leib erfahren. Dem sein armseliger Dukaten — aber ich rede, als hätt' ich sie nur zu Haufen liegen! — also dem sein Dukaten und die alte Garde Napoleon's waren für Beide dasselbe. Und so — weißt, ich war Mathematiker, aber ich habe überall herumgenascht — hab' ich mir viel Nachdenken ge-

macht über den Kampf zwischen Maschine und Handarbeit . . .

„Derlei hat mich nie interessiert,“ rief Gräger das zwischen. Wieder das kluge, doch traurige Lächeln. „Du hast es eben nie nötig gehabt, Dich um derlei zu kümmern. Du hattest etwas Zuschuß vom Hause, hast rechtzeitig „Deinen Beruf verfehlt,“ nahmst Dich um nichts an, was Dich nicht anging, und es ist Dir dabei immer gut gegangen. Anders ich. Und so sag' ich Dir: jetzt, seitdem er mir auf die Nägel brennt, versteh' ich den Kampf. Denn ich selber führe ihn. Die Zeitung ist eine Maschine, die Korrespondenzen sind Maschinen. Da arbeiten bei Euch Viele, Alle für dasselbe: Neuigkeiten wollen sie bringen. Und dann hat jede Korrespondenz ihre Reporter und Jeder findet was und Jeder nimmt mir was weg. Verdien' ich und erfahr' ich in gewöhnlichen Zeiten überhaupt was, dann ist es Zufall und reines Wunder. Das aber ist selten und wird immer seltener; und so läuft man denn Gatz auf und Gatz ab; so hat man keine Ruhe, nicht eine Minute lang, nicht zu Hause oder sonst wo, denn gerade in dem Augenblicke kann etwas geschehen, was sonst Niemand weiß und was also viel trägt, und dann hat man nichts davon, als Kummer und Kränkung.“ Seine Stimme brach; er schlug heftig an sein Glas: „Ich lasse mir noch einen Punsch bringen?“ sagte er fragend.

„Wie Du willst,“ gab Gräger großmütig zurück. Sie mußten warten. Eine neue Gesellschaft kam. Eine brach auf. So war ein ziemliches Lärmen vom Schließen der Thüren, von den Zurufen der Kellner, die Alle um die Ankömmlinge oder um die Scheidenden bemüht waren. Endlich wurde der Punsch gebracht, und Bernhofer trant hastig davon. „Du mußt mich für keinen Lumpen oder Trinker halten,“ sprach er entschuldigend, „aber

ich habe heute fast noch nichts gegessen. Ich bin früh fort vom Hause und mir war immer, als jagte mich etwas. Jetzt — aber das thut besser!“

„Fast noch nichts gegessen?“ rief Gräger, zum ersten Male wirklich bewegt. „Aber das ist ja schrecklich! Und ist da nicht auch Deine unbedachte Ehe daran schuld, wenn es Dir, einem Menschen, der doch Manches kann, so schlecht geht?“

Bernhofer schüttelte den Kopf: „Meine Ehe war keine unbedachte. Und meine Frau,“ ein süßes, friedliches Licht lag in seinen Augen, „mein liebes Weib ist brav und gut und auch zufrieden. Freilich, jetzt nicht mehr so, wie sie's einmal war. Mir kommt manchmal vor, sie hat sich gegen früher verändert. Aber, das wäre kein Wunder, gar kein Wunder. Nun ja, wenn Alles anders wird, wie es war, wenn's immer und immer schlechter wird, warum soll sie allein bleiben, wie sie war? Das wäre zu viel verlangt, und man muß nur gerecht sein — gerecht gegen das Leben und gerecht gegen sich.“

„Und wenn Du's schon bist — was kommt dabei heraus?“

„Mehr als Du glaubst, Gräger. Vor Allem: Du trägst leichter, was Dir zustoßt, wenn Du Dir sagst: addiren und subtrahiren; Böses und Gutes und immer Eines vom Anderen, darauf kommt's an. Thu's nur gehörig, und die Rechnung wird stimmen.“

Frei Gräger fühlte das Bedürfnis, einen Scherz zu machen: „Aber besser ist es doch, man muß sich nicht auf Rechenkünste einlassen,“ sagte er und lachte gehörig darüber.

Bernhofer lachte mit, aus Höflichkeit. „Es giebt solche, die es nicht müssen. Ich aber hab's lernen gemußt, und ob zwar ich vom Anderen auch weiß, ich kann Dir sagen: ich bin jetzt dreiunddreißig Jahre und es geht bei mir auf. Vielleicht bleibt noch ein bißchen Gutes für mich übrig, ich weiß es so genau

nicht. Aber, ich kann Dir's gestehen: ich habe viel Glück im Leben gehabt; viel Glück . . .“

Es suchte um die Mundwinkel des Anderen; aber er hielt an sich. „Und trotzdem geht es Dir so schlecht?“

Bernhofer winkte ab: „Ich habe mich ja nicht beklagt. Auch ist das eine lange Geschichte.“

„Wir haben ja noch Zeit. Erzähle!“

Der Reporter hob sein Glas. Hinter ihnen war ein Zutrinken und ein Jubeln; und im gleichen Augenblicke, in dem die Anderen miteinander anklangen, leerte er seine Reige. Dann fuhr er fort:

„Es ist eine lange und eine ganz gewöhnliche Geschichte. Ich will sie knapp abthun und so ehrlich, wie man's nur kann. Ich habe zuviel Glück gehabt. Ich habe meine Eltern lange behalten, so lange, daß ich ihr Stolz war und bleiben konnte, denn ich war immer ein stiller Mensch und habe für mich viel gearbeitet. Ich bin nie auf den Kneipen gelegen, immer nur auf der Bibliothek und habe gelesen, was mir dort unterkam. Und so haben sich meine Eltern über mich gefreut; und wenn einmal wo ein Gedicht von mir erschienen ist, so waren sie stolz und glücklich und haben geträumt, ich werde einmal mein Denkmahl haben. Jedes haben sie ausgeschnitten und sauber auf ein blankes Blatt Papier in ein Büchlein geklebt; so hab' ich's dann gefunden. Was aber sonst mit mir werden will, darum fragten sie nicht. Ich studierte ja immer und das mußte doch zu etwas führen. Ich glaube auch, sie haben immer etwas mystische Begriffe von meinem künftigen Beruf gehabt. Etwas hab' ich auch immer verdient; ich gab Stunden und hatte so mein Taschengeld. Endlich — ein kleines Vermögen war da; und so hätt' ich denn, meinten sie, mein Leben wohlbehütet fortspinnen können, so lange es mir gefiel und mir bestimmt war.“

(Fortsetzung folgt.)

Feuilleton.

Herbstlied.

In dumpfer Qual
Ein jedes Mal
Mein Herz vergehet,
Wenn rauß und kalt
Des Herbsts Gewalt
Mich schriff umwehet.

Die Stirne heiß
Und feucht von Schweiß
Hör' ich die Stunde,
Und, kaum gebeilt,
Zieht neu zerküßt
Der Seele Wunde.

So irr' ich bang
Den Weg entlang
Vom Sturm getragen,
Den Blättern gleich,
Die welk und bleich
Am Boden klagen.

Nach Paul Verlaine.

Liebesgeschichten. Ist doch ein toller Bursch, der Giovanni! Von all' den Burschen im Orte steht er bei den Schönen am meisten in Gunst, nicht nur um seines hübschen Gesichtes willen, das sich mit seinen blühenden Augen und dem vollen, pechschwarzen Haarbusch auch wohl anschauen läßt — er weiß, wie man die Mädchen zu fassen hat. Zur Arbeit freilich, da läßt er sich gern nöthigen und brückt sich, wo er nur kann. Aber gegen Abend, wenn auch der Mädchen Arbeit gethan ist und sie zum Pflaundersbüschlein zusammenkommen, dann ist er da. Und er ist jederzeit willkommen. Schnell rücken sie mit ihren Stühlen zum Halbkreise zusammen, und der Giovanni nimmt auf der Bank gerade vor ihnen Platz. Ein Trunk aus der Weinflasche, und die Erzählung beginnt. Wo er die vielen Geschichten, eine immer schöner als die andere, nur her hat! Das wimmelt von Abenteuern und großen Gelben, die die Welt durchzogen, um bebrängte Frauen zu befreien, und dann wieder von schlichten Russkanten

und Reimeschmieden, die sich durch ihre Künste in das Herz einer reichen und schönen Dame — ach, wie schön! und wie reich! — hineinzauberten, aber das ist und bleibt der Grundton in all' den Variationen: wie Zweie, die sich lieb hatten, einander „gekriegt“ haben. Und wie das erzählt wird! Wie fern die Geschichten auch liegen, wie graußig und garricht „natürlich“ es in ihnen zugeht, es fühlt eine Jede in dem Gesidit der Heldin ihr eigenes Leid, ihre eigene Seligkeit. Wie gebannt hangen ihre Augen an den Lippen des Erzählers; Jede nimmt die Geschichte in ihrer Weise auf, die Eine sentimental, der Anderen blühen die Augen vor Lust an den Heldenthaten. Aber schön hat sie der Maler Alle gemalt, die blühenden Töchter des Südens, deren Ruhm durch die Lande geht. —

Die Stecknadel im Volksglauben. Die Stecknadel spielt im Volksglauben eine große Rolle. Unter gewissen Bedingungen gilt sie ebenso als unheilverkündend wie etwa das Zerbrechen eines Spiegels oder das Verflüchten von Salz. In einigen Gegenden Englands heißt es, wie wir der „Zeitschrift des Vereins für Volkskunde“ entnehmen, man müsse jede Stecknadel aufheben, die man auf dem Boden liegen sieht; unterläßt man dies, so sticht Einem bestimmt ein Unglück zu. In allen Ländern verbreitet ist der Aberglaube, daß es auch Unglück bringe, eine Stecknadel zu verschenken. „Das zerstört die Freundschaft und die Liebe.“ Ist man trotzdem gezwungen, einer befreundeten Person eine Stecknadel zu geben, so müssen beide Theile dabei lachen, dadurch wird der Zauber gebrochen. An manchen Orten in England muß die Braut sofort nach der Trauung jede Stecknadel, die sie an sich hatte, entfernen, sonst widerfährt ihr ein Mißgeschick. Ebenso müssen die Brautjungfern sich hüten, auch nur eine einzige von der Braut benutzte Stecknadel an sich zu nehmen, ihre Verheirathung wäre dadurch in Frage gestellt, und keinesfalls dürften sie hoffen, vor dem nächsten Pfingstfest zu heirathen.

Die Nadeln werden indessen auch zur Heilung mancher Krankheiten verwendet. In Missouri sticht man Stecknadeln durch Warzen und wirft sie darnach fort; der Kinder soll dann die Warze bekommen. Gerade für die Behandlung der Warzen findet die Stecknadel auch in Amerika und England vielfach Verwendung. In Leicestershire in England führt man den an Warzen Leidenden zu einer Esche, dort wird eine Stecknadel zuerst in die Rinne des Stammes gestochen, hierauf in die Warze und zuletzt in den Baum gesteckt; in kurzer Zeit, heißt es, vergeht jede so behandelte Warze. Noch vor einigen Jahren soll dort

mancher Baum mit Stecknadeln geradezu gespickt gewesen sein. Gegen Zahnschmerzen hilft nach dem Volksglauben ein in eine Esche getriebener Nagel. In Japan findet sich eine ähnliche Anschauung, auch in Oberösterreich werden Zahnschmerzen vernagelt. Das Nageln ist überhaupt ein uraltes und zur Beseitigung von Krankheiten viel verwandtes Mittel.

Auch für Zwecke der „Zauberei“ muß die Stecknadel herhalten. In der Oberpfalz rächt sich ein verlassenes Mädchen an dem ungetreuen Schatz, indem es um Mitternacht in eine unter Zauberformeln angezündete Kerze einige Nadeln sticht und dazu sagt: „Ich stich das Licht, ich stich das Herz, das ich liebe.“ Der Untreue muß dann sterben. Eine Art von Zauberei bestand darin, daß eine Gestalt aus Lehm oder Wachs geformt wurde, der man die Namen Desjenigen gab, der geschädigt werden sollte, und die man entweder mit Stecknadeln durchstach oder verbrannte; in gleicher Weise, wie diese Figur, mußte die verzauberte Person zu Grunde gehen. Noch im Jahre 1869 wurde in der Grafschaft Inverness ein solcher „Griardt“ in einem Flusse aufgefunden. Der Körper war aus Lehm, in dem menschliche Nägel, Vogelkrallen und Stecknadeln steckten. Er stellte eine bestimmte Person dar, deren Feind ihren Tod wünschte; die Lehmgestalt war in ein fließendes Wasser gelegt worden, damit das Leben aus dem menschlichen Körper entweichen sollte, sobald das Wasser die Gestalt auflöste.

Wenn in Italien eine Frau entdeckt, daß das Herz ihres Geliebten oder ihres Gatten sich einer Anderen zugewandt hat, begiebt sie sich zu einer Wahrsagerin, nachdem sie sich einen kleinen Theil irgend eines Kleidungsstückes ihrer Nebenbuhlerin verschafft hat. Die Wahrsagerin befestigt den Lappen mittelst eines Nagels und mehrerer Stecknadeln an einer frischen Zitrone. Diese wird dann von der Hüfte suchenden Frau in den Brunnen des Hauses ihrer Nebenbuhlerin geworfen. Jede Stecknadel bringt Jener einen Kummer und der Nagel einen nagenden Schmerz im Herzen, der sie nie wieder verläßt. —

Alle für die Redaktion der „Neuen Welt“ bestimmten Sendungen sind nach Berlin, SW 19, Benthstraße 2, zu richten.

Nachdruck des Inhalts verboten!